

TV/Radio-kritisch

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Zoom-Filmberater**

Band (Jahr): **32 (1980)**

Heft 7

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Rückschritt gegenüber der sich verändernden Stellung der Frau in der Gesellschaft darstellt. Weder als Intellektuelle noch als Bürgerin wird sie vorbehaltlos akzeptiert. In der für die Wochenschau typischen Reduzierung aller Phänomene auf Nachrichtenepisoden wird die Frauenbewegung als Möglichkeit, Erfahrungen von Frauen zu organisieren, totgeschwiegen. Am Ende des Films wird schliesslich festgestellt, dass neben den Frauen auch andere gewöhnliche Leute als Subjekte in den Wochenschauen selten vorkommen.* Die Wochenschauen sind in ihrer Verkehrung wohl das beste Beispiel für die Notwendigkeit, dass Frauen mit eigenen Interpretationen und Selbstdarstellungen in der Öffentlichkeit präsent sein müssen. Indem das «Cinéjournal au féminin» frauenfeindliche Selbstverständlichkeiten in den Produkten eines Massenmediums entlarvt, macht dieser Film einen ersten Schritt. Doch wahrscheinlich werden die alten Klischees endgültig erst dann entlarvt und zerschlagen, wenn das neue und eigenständige Bild der Frau sich in den Kommunikationsmedien als neue Selbstverständlichkeit entfalten kann. Die Figur der Zoe im Film ist ein Ansatz dazu: Sie hält dem schiefen Fremdbild der Frau die eigene Selbstverständlichkeit entgegen.

Femme, dis-moi, qui tu es! apprends-moi!

Matthias Loretan

TV/RADIO-KRITISCH

Innenpolitik am Wirtshaustisch

Zur ersten Ausgabe der innenpolitischen Sendung «Café Fédéral» im Fernsehen DRS

I.

So schlecht ist der Grundgedanke zu «Café Fédéral», der neuen innenpolitischen Sendung des Fernsehens DRS, keineswegs. Die Innenpolitik vom Nimbus schwerfälliger Verlautbarungen, komplizierter Erläuterungen und mühseliger Roundtable-Diskussionen zu befreien und auf die Ebene publikumswirksamer Anschaulichkeit zu bringen, ist allein schon verdienstvoll. Davon ausgehend, dass der steife Ratsaalstil und die kalte Studioatmosphäre nicht eben zur Popularisierung der eidgenössischen Politik beitragen, haben die Fernsehleute das Bundeshausstudio des Fernsehens in eine Beiz umgewandelt. Politiker, Journalisten und drei Mitglieder der TV-Bundesstadtcrew sassen zwanglos an den Tischen, liessen es sich bei Wein, Café crème oder Orangensaft gutgehen, während Gusti Pollak die Gesellschaft mit einem sanft aufwieglerischen Politlied in Fahrt zu bringen suchte.

II.

Innenpolitik am Wirtshaustisch: Vielen ist allein schon der Gedanke daran ein Greuel. Sie befürchten Hemdsärmlichkeit, mangelnde Seriosität, bodenlose Vereinfachung komplexer Zusammenhänge, kurz, ein Abstieg der Politik in die Niederungen des billigen Schlagabtausches. Wenn die erste Ausgabe von «Café Fédéral» etwas zu zerstreuen vermochte, dann die Angst vor einer unzulässigen Simplifizierung politischer Probleme. Die Trickfilme zur Teilrevision des Alkoholgesetzes und zu den Regierungsrichtlinien, als Auflockerung gedacht, waren umfassend, brav und ausgewogen wie immer, die Debatten der Politiker bewegten sich im gewohnten Rahmen, und die Fernsehjournalisten Madeleine Hirsiger, Anton Schaller und Marco Volken brachten die Diskussionen mit einer Betulichkeit in Gang, die jeden Überraschungseffekt zum Vornherein ausschloss und den Eindruck der gegenseitigen Absprache vor der Sendung erweckte. Der Zuschauer fühlte sich praktisch je-

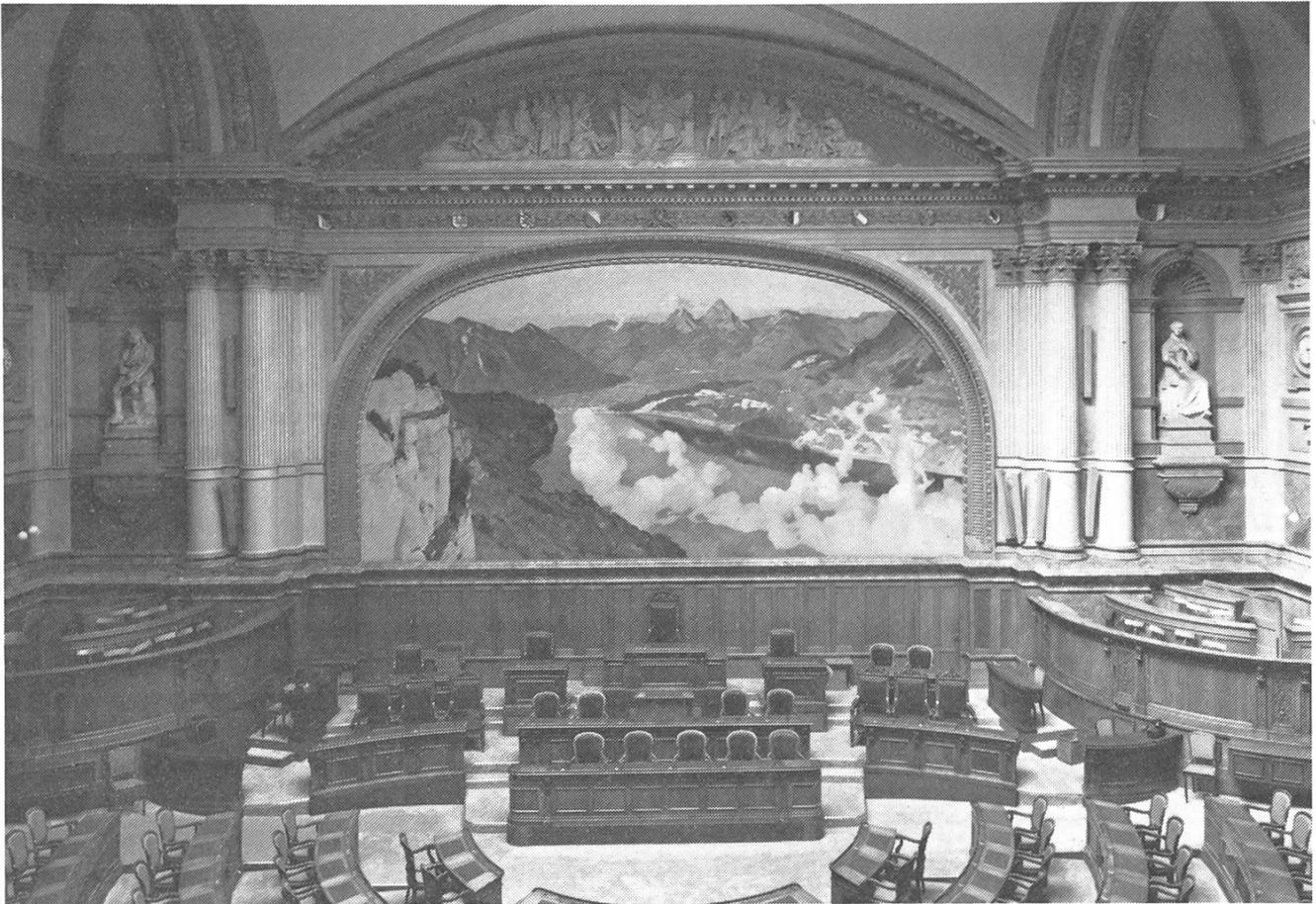
desmal, wenn diskutiert wurde, an die «*Debatte*» erinnert, jene die Sessionen der eidgenössischen Räte begleitenden Sendung, als deren Nachfolger sich das «*Café Fédéral*» versteht. Er wurde sich im Verlauf der Sendung immer stärker bewusst, dass sich das unterhaltende, auflockernde Element, mit dem die Fernsehmacher die Innenpolitik zu popularisieren gedachten, allein auf Äusserlichkeiten beschränkte: auf das Dekor und den Bänkelsänger. Alles andere bewegte sich in den üblichen, leider weitgehend ausgetretenen Pfaden.

Ist, so muss man sich nach dem ersten *Café Fédéral* ernstlich fragen, eine attraktivere Gestaltung schweizerischer Politik am Fernsehen überhaupt möglich? Manches spricht dagegen; am stärksten wahrscheinlich der Parlamentsbetrieb selber, über den die Sendung ja zu berichten hat: Der Nationalrat ist nun einmal kein Bundestag, und unsere Parlamentarier schwingen sich eher selten zu rhetorischen Höhenflügen empor. Ein kompliziertes Vielparteien-System, in dem sich immer wieder neue Koalitionen, selten aber echte Oppositionen bilden, verhindern eine Polarisierung der Meinungen in Sachgeschäften. Damit wird das Spektakuläre weitgehend ausgeschlossen. Was sich in der Realität als vernünftige, sachbezogene Politik im allgemeinen durchaus bewährt, erweist sich für die Berichterstattung am Fernsehen als wenig attraktiv: Heftige Auseinandersetzungen, das Aufeinanderprallen von Regierungsmeinung und Opposition bleiben weitgehend aus. Der politische Skandal wird nach Möglichkeit vermieden, die Regierung erweist sich selbst bei Niederlagen von einer Stabilität, um die sie im nahen und fernen Ausland benieden wird. Hinzu kommt, dass viele wichtige politische Entscheidungen gar nicht in den Räten, sondern in den vorberatenden Kommissionen getroffen und von den Räten mehr oder weniger nur noch sanktioniert werden. Dadurch wird die Politik für den Bürger oft undurchschaubar, und es werden in ihm jene Ohnmachtsgefühle wach, die dann beispielsweise zur Stimm- und Wahlabstinenz führen.

III.

Aufgabe einer innenpolitischen Sendung könnte es sein, Politik zu popularisieren, indem sie die Entscheidungsprozesse durchschaubar macht. Es war wohl mehr ein Zufall, dass sich gleich in der ersten «*Café Fédéral*»-Ausgabe die Gelegenheit bot, einen für den Bürger undurchschaubaren Fall politischen Agierens aufzugreifen. Gemeint ist die vorzeitige Verabschiedung von Botschafter Weitnauer durch Bundesrat Aubert. Obschon der Fall durch einen Teil der Presse zum Skandal erhoben wurde, wurde eine Diskussion darüber im Nationalrat aufgrund eines ausgehandelten Arrangements unter den vier Regierungsparteien abgeblockt. So zirkulieren über die Entlassung des Botschafters weiterhin Gerüchte, und die Beweggründe Auberts für seine aussergewöhnliche Massnahme bleiben vom Nebel der Spekulation umhüllt. So viel war im Gespräch Marco Volkens mit den Journalisten Oskar Reck und Richard Müller zu erfahren – auf recht lebendige Weise notabene. Die interessante Frage aber, was die Vertreter der Regierungsparteien dazu bewogen hat, eine Auseinandersetzung über die Affäre, in der persönliche Differenzen offenbar eine nicht unwesentliche Rolle gespielt haben, nach Möglichkeit zu verhindern, blieb ungestellt. So blieb beim Zuschauer einmal mehr das schale Gefühl zurück, dass die wichtigen politischen Entscheidungen – für ihn unkontrollierbar – von irgend welchen Interessengruppen, auf die er keinen Einfluss ausüben kann, getroffen werden. «Die machen ja ohnehin, was sie wollen», ist längst eines der Hauptargumente jener immer zahlreicher werdenden Bürger geworden, die sich für den parlamentarischen Betrieb und die politischen Ereignisse kaum mehr interessieren, geschweige denn engagieren. «*Café Fédéral*» hat zumindest in seiner ersten Ausgabe dieser fatalistischen und für ein demokratisches Staatswesen verheerenden Haltung nichts entgegengesetzt. Das ist der schlimmste Vorwurf, den man dieser Sendung machen muss.

In diesem Zusammenhang wäre – einmal mehr – die Frage zu stellen, wie weit die Interesselosigkeit an der Innenpolitik die direkte Folge eines Journalismus' ist, der



«Café Fédéral»: ein Versuch, der steifen Ratssaal-Atmosphäre zu entrinnen.

sich der Politik verfügbar macht, statt sie zu kontrollieren. Mir jedenfalls ist beim Betrachten von «Café Fédéral» einmal mehr die devote Haltung aufgefallen, mit der die Fernsehjournalisten den Politikern begegnen. Da wird jede Antwort sozusagen als sakrosankt entgegengenommen, mag sie noch so ausweichend eine ohnehin schon zahm gestellte Frage beantworten. Da gibt es kein Nachfragen, kein Insistieren, kein Festnageln, kein Bohren. Die Süffisance, mit der gerade prominente Politiker aller Schattierungen auf die Journalisten eingehen, grenzt an die mitleidvolle Behandlung geistig leicht Behinderter. Mag sein, dass sich die Journalisten die Schuld dafür selber geben müssen. Einem gewiegten Politiker, etwa einem Helmut Hubacher, müsste indessen auffallen, dass solch überhebliches Gebahren auch dem Zuschauer und Wähler gegenüber ein Affront ist.

IV.

Ist es denn die fachliche Inkompetenz der mit der Innenpolitik befassten Fernsehjournalisten, welche die der schweizerischen Politik gewidmeten TV-Sendungen so bedeutungslos und ereignisarm machen? Gewiss ist journalistische Brillanz nicht unbedingt die Stärke der Mitarbeiter, die sich beim Fernsehen DRS mit schweizerischer Politik befassen. Aber wollen wir denn überhaupt einen Journalismus, der die Dinge hinterfragt, der Unangenehmes an das Licht zerzt, der Kritik übt? Ist es nicht vielmehr so, dass in den letzten paar Jahren ein Kurs eingeschlagen wurde, der alle Kritik als destruktiv abqualifizierte, die Kontrollfunktion der Medien verneinte und an ihrer Stelle die Zauberformel «Ausgewogenheit» propagierte? Wurden damit nicht profilierte Einzelinteressen – über deren Berücksichtigung in den Monopolmedien eigens dafür geschaffene Medienorganisationen argwöhnisch wachen – über das Gesamtwohl gesetzt? Darüber müsste man zumindest einmal nachdenken, ehe man über die Gestalter von innenpolitischen Sendungen rücksichtslos

herfällt. Ihrer Entfaltung sind enge Grenzen gesetzt, und es gilt zu berücksichtigen, dass sich die fähigsten Journalisten – und gerade die bräuchte das Fernsehen – für dieses Medium gar nicht mehr interessieren.

V.

Beschränkungen sind der Television indessen nicht nur durch eine verkrampfte medienpolitische Situation – unter der ein Monopolbetrieb mit all seinen Verpflichtungen natürlich besonders zu leiden hat – auferlegt. Das Fernsehen ist ein technisch aufwendiges Medium, in dem sich Spontaneität und frische Lebendigkeit nur bedingt entfalten können. So wie das Medium hierzulande gehandhabt wird, ist es vorausbestimmten Ablaufzwängen unterworfen, die wenig Raum zum Improvisieren lassen. Darunter hat in besonderem Masse auch das «*Café Fédéral*» zu leiden. Daraus etwa resultierte in der ersten Ausgabe der für den Zuschauer fatale Eindruck, dass die Diskussion zu einem Sachgebiet immer dann interessant wurde, wenn Kamera und Mikrophon bereits auf einen andern Tisch (und zum nächsten Thema) geschwenkt hatten. Man hatte ständig das Gefühl, am falschen Tisch zu sitzen. Am krassesten empfand ich den Zwang des vorgesehenen Sendeablaufes, als sich bei der Diskussion um die Entlassung von Botschafter Weitnauer die durch die aufschlussreichen Voten Oskar Recks aufmerksam gewordenen Politiker an andern Tischen gerne in die Debatte eingeschaltet hätten. Diesem Wunsch konnte nicht entsprochen werden, weil es nicht eingeplant war und Regie und Technik möglicherweise gar nicht über die notwendigen technischen Mittel verfügten, um diesem unvorhergesehenen Bedürfnis zu entsprechen. Es ist nicht auszuschliessen, dass die Sendung damit um ihren Höhepunkt gebracht wurde und das einlöste, was sie versprach. Um die Innenpolitik einem breiteren Publikum zugänglich zu machen, braucht es nicht nur eine lockere Atmosphäre, wie sie mit der Verwandlung des Bundeshausstudios in eine Beiz zumindest annähernd erreicht wurde, sondern neben einer lockeren und gleichzeitig bestimmten Gesprächsführung auch eine bewegliche Technik, welche die gegebene Stimmung nicht nur einzufangen, sondern auch zu nutzen versteht.

Urs Jaeggli

Ein verpfushtes Leben

«*Denn wir Menschen gewöhnen uns an alles*», Dokumentarhörspiel von Heinz Reber (Radio DRS I: 4. April, 16.00 Uhr; 7. Juni, 19.30 Uhr)

«Ernst Hirschi, Geboren 1913. 1919–1926 Knabenerziehungsanstalt Oberbipp. 1926–1930 Knabenerziehungsanstalt Erlach. 1930–1933 Erziehungsanstalt Thessenberg. 1933–1934 Armenanstalt Bärau. 1934–1936 Strafanstalt Witzwil. 1936–1937 Anstalt Tannenhof. 1937–1938 Psychiatrische Klinik Waldau. 1938 Aufenthalt im Arbeitslager Sundlauenen. 1938–1939 Psychiatrische Klinik Waldau. 1939–1944 Strafanstalt Thorberg. 1944–1945 Psychiatrische Klinik Waldau. 1945–1948 Strafanstalt Thorberg. 1949–1954 Psychiatrische Klinik Münsingen. 1954–1956 Strafanstalt Thorberg. 1956–1960 Psychiatrische Klinik Münsingen. 1960–1968 Strafanstalt Thorberg. 1968–1978 Psychiatrische Klinik Waldau. Seit 1978 in der Pension Adelmatt in Aeschi.»

Dies sind die Stationen von Ernst Hirschi, einem heute 67 Jahre alten Menschen, der fast sein ganzes Leben in Anstalten verbringen musste. Er war das siebente von acht Kindern und wurde nach dem Tode seines Vaters an Pflegeeltern weitergegeben. Seine Mutter wurde in ein Arbeitshaus versetzt und heiratete später erneut. Bei seinen Pflegeeltern soll es ihm schlecht ergangen sein, und als er in die Schule musste, habe man ihn der schlechten Kleider und der Laubflecken im Gesicht wegen ausgelacht. Er lief des öfteren davon, er bekam Schläge, der Pflegeplatz wurde

gewechselt. Als er schliesslich im Alter von sechs Jahren einen Selbstmordversuch mit Tollkirschen unternahm, wurde er daraufhin in die Knabenerziehungsanstalt Oberbipp eingewiesen. Der Anstaltsvorsteher schrieb über den Zögling: «Das gleichgültige, interesselose, flüchtige, unstete und oft rohe Gebahren dieses Knaben gibt uns viel zu denken. Wir sagen uns des öftern: Dieser Knabe kann zeitweise geistig absolut nicht normal sein.» Ernst Hirschi wurde von einer Anstalt in die andere überführt; zwischenhinein bot man ihm mehrmals die Möglichkeit, sich in einer Lehrstelle zu bewähren. Doch entweder wurde Ernst nicht korrekt behandelt – so wurde ihm etwa der Lohn vorenthalten –, was ihn zu Missetaten verleitete, oder er wurde ohne genauere Abklärungen erneut inhaftiert, wenn in der Umgebung, in der er jeweils wohnte, kriminelle Taten verübt worden waren. Nach jahrzehntelanger Inhaftierung wurde Ernst Hirschi 1978 – damals 65jährig – auf seinen Wunsch hin ins Pflegeheim Adelmatt übersiedelt, wo er nun leben kann, wie nie zuvor in seinem Leben. Er freut sich auf jeden freien Ausgang, über jedes Bier; Dinge, die für uns zum normalen, alltäglichen Leben gehören.

Heinz Reber, der dieses dokumentarische Hörspiel gestaltet hat, ist ganz von der Person von Ernst Hirschi ausgegangen. Nach dem Aufbau eines gegenseitigen, freundschaftlichen Verhältnisses haben wohl mehrere lockere Gespräche zwischen Ernst und dem Autor stattgefunden. Diese Gespräche, in denen Ernst über sein Leben berichtet, sind in vielen kleinen Stückchen in die Radiosendung miteinbezogen worden. Im Gegensatz zu (in Schriftdeutsch gehaltenen) Kommentaren und Informationen (diese teilen sich in drei Gruppen: Informationen über den Lebensweg von Ernst Hirschi, Zitate aus Gutachten von Anstaltsvorstehern und Zitate aus Briefen und Notizen von Ernst Hirschi) bilden die eingeschobenen Äusserungen von Ernst eine lebendige, zusätzliche Information. Von der Konzeption her ist darauf geachtet worden, dass Ernst sich jeweils zu den «offiziellen» Angaben und Berichten direkt zu ihnen äussern kann. Es treten so erstaunliche und wichtige Details hervor, Informationen, die für eine Beurteilung eines Menschen überaus massgebend sind oder dann über die Haftbedingungen, denen Ernst ausgeliefert war, Auskunft geben. So schildert Ernst dem Zuhörer effektive Foltermethoden: Um ihn zu einem Geständnis zu treiben, er habe einen vermissten Füllfederhalter gestohlen, habe man ihn einen Monat lang in ein Bad gesteckt und ihm starke Abführmittel gegeben. Ob solche Aussagen wirklich den wahren Begebenheiten entsprechen, ist nicht immer feststellbar und letzten Endes auch nicht von grosser Wichtigkeit. Klar sein dürfte aber, dass Ernst sein ganzes Leben lang menschenunwürdig behandelt worden ist; dass man gewaltsame Methoden irgendwelcher Art benutzt hat, um ihn zu züchtigen, um seinen Willen zu brechen; den Willen frei zu sein. Eine Erziehungsanstalt sollte – wie es auch Ernst sagt – erziehen, dies im Sinne einer Hilfe und Unterstützung für labile und schwache Menschen. Jedenfalls sollte sie jene unsicheren Menschen nicht noch mehr in Einsamkeit und Verhärtung treiben.

Dass Ernst jahrzehntelang in Anstalten leben musste, hat er sicher den jeweiligen Gutachten zu verdanken, in denen er als unzurechnungsfähiger, als unberechenbarer und hinterhältiger Typ bezeichnet worden ist. Beim Anhören von Ernsts Berichten kann man den Gutachten kaum Glauben schenken. Man muss annehmen, dass da ein Mensch «aus Versehen» in eine Maschinerie hineingekommen ist, die, durch die Klarheit, mit der Ernst sie beschreibt, sich als höchst unmenschlich erweist. Ernsts Aussagen zeugen von einer ganz normalen und in gewissen Belangen gar besonderen Intelligenz und Phantasie, wobei man nie vergessen darf, dass Ernst so gut wie keine Schulbildung genossen hat. Seine Begabung für scharfsinnige Überlegungen entdeckt man etwa in seinen Bemerkungen zu seinen Erfindungen, die er all die Jahre hindurch gemacht hat: Jeder Erfinder wird als Spinner bezeichnet, solange, bis er es beweisen kann, sagt Ernst –, was sich etwa auf seine Entdeckungen wie «Unsichtbar machen» oder «Gold aus dem Wasser nehmen» bezieht. Eine Begabung von Ernst aber ist mit Sicherheit belegt: seine Fähigkeit, Geigen bauen zu können, Geigen mit einem besonderen und schönen Klang. Mit dem Einbezug der

Geige in die Sendung (Christine Ragaz spielt zwischenhinein und am Ende der Sendung mehrere Stücke auf einer Geige von Ernst Hirschi) wird der Standpunkt von Ernst vollends glaubwürdig. Es wird klar, dass hier ein Mensch von klein auf falsch und unmenschlich behandelt worden ist, dies wohl vor allem, weil er kein rechtes Elternhaus hatte, der dann in den folgenden Jahrzehnten durch immer stärker werdende Gewalt (zum Beispiel jahrelange Einzelhaft) für nie begangene oder dann völlig nebensächliche und unbedeutende Vergehen bestraft worden ist, Vergehen, die wohl nicht mehr waren als eine Reaktion auf die schlechte Behandlung. Man muss sich diesen Gegensatz vorstellen: einen Menschen fast sein ganzes Leben lang einsperren, weil er angeblich kein «brauchbarer Mensch» ist, und dennoch bringt es Ernst fertig, ohne jegliche Ausbildung wohlklingende Geigen zu bauen oder etwa scharfsinnige und durchdachte Gedichte niederzuschreiben, in denen er sein Verständnis für die Menschen allgemein bezeugt.

Durch die bewusste Zurückhaltung des Autors Heinz Reber als Person gelingt es, ein überaus vielschichtiges und eine Einheit bildendes Dokument über einen offensichtlich verkannten Menschen weiterzugeben. Da gegen Ende hin die Einschübe von Kommentaren und Informationen völlig verschwinden und nur noch Ernst Hirschi über sich selber spricht, wird er für den Zuhörer zu einem fühlbaren und offenen Gegenüber, zu einem Gesprächspartner und Freund, der trotz all dem Schwestern, das er in seinem bisherigen Leben erfahren musste, voller Zuversicht in seine Zukunft blickt und sich auf jeden Kontakt mit anderen Menschen freut.

Robert Richter

BERICHTE/KOMMENTARE

Sollen die Kirchen den Film fördern?

Zu einer Informationstagung der Vereinigung FRF in Zürich

EPD. «Der Erfinder», ein kommender Schweizer Film, der in der Zeit des Ersten Weltkrieges spielt, sei möglicherweise sein letzter Film hierzulande. Da die staatlichen Subventionen zu gerig sind, müsse er notgedrungen zum Fernsehen überwechseln oder ins Ausland gehen. Das erklärte Filmregisseur Kurt Gloor («Die plötzliche Einsamkeit des Konrad Steiner») auf einer ausserordentlichen Delegiertenversammlung der Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für Film-, Radio- und Fernseharbeit (FRF) in Zürich. Die Versammlung hatte die Filmförderung durch die Kirchen auf ihre Tagesordnung gesetzt. Die Herstellung kulturell bedeutender sowie sozial und politisch engagierter Spielfilme ist heutzutage ohne Subventionen und finanzielle Unterstützung durch den Bund und seitens nichtstaatlicher Stifter nicht mehr möglich. Die FRF-Delegierten suchten deshalb nach Möglichkeiten zur Steigerung der kirchlichen Filmförderung und zur Koordinierung der bestehenden Aktivitäten. Denn die Gefahr der Zersplitterung des von verschiedenen kirchlichen Institutionen zur Verfügung gestellten Geldes auf zu viele Einzelprojekte ist vorhanden.

Zu Beginn der Tagung in Zürich hatte der Leiter der Sektion Film beim Bundesamt für Kultur, Alex Bänniger, auf die gefährdete Existenz des einheimischen Filmschaffens hingewiesen. Zwar hat sich nach seinen Worten der eidgenössische Filmkredit von 550 000 Franken im Jahr des Beginns der Filmförderung 1963 auf 2 850 000 Franken im Jahr 1979 erhöht, doch liegt dieser Betrag weit unter der von Förderungsexperten errechneten Mindestbedarfssumme von etwa jährlich sieben Millionen Fran-